UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Herrschergestalten des deutschen Mittelalters

Hampe, Karl

Leipzig, 1933

Heinrich der Löwe

urn:nbn:de:hbz:466:1-72477

Visual Library

Heinrich der Löwe

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

An dieser Stelle meines Buches reihe ich den mit der Königs- und Kaiserkrone geschmückten Herrschern der ottonischen, salischen und staufischen Dynastie einen ungekrönten Fürsten an, der freilich weit mehr war als ein gewöhnlicher Fürst, zugleich der Größte aus dem Welfengeschlecht. Ich tue das einmal deshalb, weil auf der Höhe des Mittelalters das deutsche Wesen nicht mehr durch Friedrich Barbarossa allein voll vertreten wird, sondern seine Ergänzung erst in seinem norddeutschen Gegenspieler findet. Dann aber auch, weil in den Schicksalen dieses Mannes die inneren Wandlungen der deutschen Geschichte besonders sichtbar werden, die sich damals vorbereiten, um im folgenden Jahrhundert die Oberhand zu gewinnen: das Emporsteigen des Territorialfürstentums und die Machtverschiebung nach dem kolonialen Osten. Heinrich der Löwe hat die neue Zeit anbahnen helfen, aber die unhaltbare Mittelstellung zwischen Kaiser und Fürsten, in die ihn Geburt und Streben versetzten, hat sein Los tragisch gestaltet.

Seine Kindheit fiel in jene wilden Kämpfe, in denen sich nach dem Erlöschen des salischen Kaisergeschlechtes die Gegenwirkungen des fürstlichen Sondergeistes gegen die Krone unheilvoll vermischten mit dem Streit der Herrscherhäuser um den Thron. Der Sachsenherzog Lothar, der 1125 seine Königswahl fürstlichen und kirchlichen Sonderbestrebungen verdankte, versuchte durch Ausbau eines starken Hausbesitzes der Auflösung der Königsmacht entgegenzuwirken und sie über die Ungewißheit der Wahlhandlung hinaus für seinen Erben zu sichern. Selbst ohne männlichen Nachkommen, hinterließ er seinem Schwiegersohn Heinrich dem Stolzen zu dessen Herzogtum Bayern und dem schwäbischen Erbbesitz die sächsische Herzogswürde samt ausgedehnten Hausgütern und dazu die tuszische Markgrafschaft mit den reichen Streubesitzungen des mathildischen Gutes in Mittel- und Norditalien. Eben

dieser Machtaufschwung jedoch weckte das Mißtrauen von Papst und Fürsten und führte 1138 zu der gesetzlosen Erhebung Konrads III., des staufischen Erben der Salier. Seitdem rangen Welfen und Staufer um die Vormacht, und hundert Jahre lang verstummte im Reiche nur zu Zeiten der spaltende Parteiruf: hie Welf, hie Waiblingen.

Konrad konnte sich nur behaupten, weil sein Gegner schon nach Jahresfrist mit Hinterlassung eines kaum zehnjährigen Sohnes starb. Und trotzdem noch verzehrte sich sein schwaches Königtum in unablässigem Ankämpfen gegen die Welfenmacht, die Sachsen für den Erben zu halten vermochte, während Bayern heiß umstritten blieb.

In solchen Zeitläuften wuchs Heinrich der Löwe, bald auch der mütterlichen Fürsorge beraubt, empor, in einer hohen Schule kriegerischer Tatkraft, politischer Rechenkunst und rücksichtsloser Selbstdurchsetzung, anfangs beraten von treuen Helfern, wie dem Schauenburger Grafen Adolf II. von Holstein, aber schon sehr früh auch selbständig eingreifend, herumgeworfen auf wechselnden Feldzügen in Sachsen und im angrenzenden Slawenland, in Bayern und Schwaben, von dort in Verkleidung durch Feindesland zurückschleichend nach Sachsen, wo er seine Herrschaft zu wahren wußte, bis der Tod Konrads III. (1152) einen Umschwung der gesamtdeutschen Politik heraufführte.

Es ist oben bereits dargelegt worden, wie durch Friedrich Barbarossa, den Sohn von Heinrichs des Stolzen Schwester, die welfischen Ansprüche zur Anerkennung gelangten. Der Vereinigung des bald allerdings um Österreich verkleinerten Herzogtums Bayern mit Sachsen unter Heinrich dem Löwen wurde nun kein Widerstand mehr entgegengesetzt, während mit dem größeren Teil des schwäbischen der gesamte italienische Besitz des Hauses seinem Oheim Welf VI. zuerkannt wurde. Damit setzte in der Reichsverwaltung, unbeschadet der König-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lichen Oberherrschaft praktisch ein Dualismus ein, der hinfort die deutschen Geschicke bestimmte, derart, daß Friedrich getrieben wurde, vom Südwesten her seine politischen Ziele in der Richtung auf Burgund und Italien zu suchen, Heinrich dagegen überwiegend den Osten und Norden des Reiches beherrschte. Es war ähnlich wie im spätrömischen Imperium, wenn der Augustus für die eine Reichshälfte einen Caesar als seinen Vertreter delegierte. Unbedingte Voraussetzung für ein Gelingen des nicht unbedenklichen, aber durch die Not der letzten Zeiten nahegelegten Versuches war eine dauernd freundliche Förderung der gegenseitigen Interessen, an der es auch vorderhand keineswegs fehlte. Betrachten wir, wie sich in dieser günstigen Lage Heinrichs Macht in den beiden folgenden Jahrzehnten immer reicher entfaltet hat.

Das Stammesherzogtum war einst Hauptwidersacher der in Krone und Kirche zusammengefaßten Zentralgewalt gewesen. Schon seit Otto dem Großen hatte die Zertrümmerung der Stammesgebiete begonnen, nach außen durch Abspaltungen, im Innern durch Begünstigung jener kleineren Territorialgewalten geistlichen und weltlichen Charakters, die im Streben nach fürstlicher Selbständigkeit gegenüber den herzoglichen Ansprüchen Anlehnung an die Krone suchten. In diese inzwischen weit vorgeschrittene Entwicklung griff jetzt Heinrich, gestützt auf die Machtmittel der zwei bedeutendsten Herzogtümer, ein. Nicht so freilich, daß sein Sinn einfach auf die Herstellung des alten Umfangs stammesherzoglicher Rechte gerichtet gewesen wäre, wenn sie ihm auch immer noch Anknüpfungspunkte genug zur Machtsteigerung boten. Vielmehr führte ihn sein Weg über jene Mittel einer Hausmachtspolitik, wie sie mehr oder weniger auch frühere Herzogsgeschlechter in beschränkterem Umfange angewandt hatten, weit hinaus zu moderneren Methoden der Aufrichtung einer monarchischen Gewalt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bayern, wo die Herzogsgewalt in langer, ungebrochener Überlieferung gefestigt, aber die Aussicht für Ausweitung und Abrundung des Territorialbesitzes ungünstiger war, erschien dem Welfen, der dort nur von Zeit zu Zeit persönlich erschien, nun eher als ein Nebenland. Wohl spielten auch da wirtschaftliche Gesichtspunkte der Beherrschung wichtiger Verkehrsstraßen zur Einkommensteigerung und Befriedung die Hauptrolle, und es ging nicht ohne Gewaltsamkeit dabei zu. Indes die Ausdehnung der territorialen Besitzrechte hielt sich immerhin in solchen Grenzen, daß die wetteifernden Großen nicht zum Widerstand aufgereizt wurden. Sehr verschieden lagen dagegen die Dinge in Sachsen. Das alte Stammesgebiet, eigenständig in Recht und Sprache, reichte freilich noch von Elbe und Saale bis nahe an den Rhein und von der Nordseeküste bis über den Harz. Die Herzogsgewalt aber hatte, seitdem Otto der Große sich ihrer entäußert hatte, zunächst mehr den Charakter einer starken Grenzmark an der Unterelbe angenommen. Erst Kaiser Lothar hatte ihr auf Grund seines zusammengeerbten Hausbesitzes wieder erhöhte Bedeutung verliehen. An die Ergebnisse seiner umsichtigen Territorialpolitik knüpfte jetzt sein Enkel an.

Im Osten dehnte er seinen unmittelbaren Landbesitz auf jegliche Weise, insbesondere durch Einziehung erbenloser Hinterlassenschaften unter schroffer Übergehung der Ansprüche von Töchtern und Nebenverwandten oder durch Beschlagnahme von Gütern aufsässiger Adliger aus, brachte Grafschafts- und Vogteirechte in seine Hand und lieh erstere nicht etwa als vom Reiche stammend weiter aus, sondern behielt sie selbst und ließ sie durch beamtete Vikare wahrnehmen, wußte auch unter Ausnutzung des großen kirchlichen Schismas seine Günstlinge auf die Bischofsstühle zu bringen und von ihnen die Übertragung wichtiger Kirchenlehen zu erpressen. Das Gewonnene

sicherte er durch gut verteilte Burgen mit ständigen Besatzungen.

In den westlichen Gebieten Engerns und Westfalens, wo derartige greifbare Grundlagen von Landbesitz und Grafenrechten fehlten, hat er erfolgreich die herzogliche Obergewalt geltend gemacht und namentlich gegenüber den dortigen Stiftern auch zur Anerkennung gebracht, so daß sich sein Einfluß bis in den Kölner Sprengel vorschob. Sofern dieser ebenso zielbewußte wie rücksichtslose Ausbau einer herzoglich-monarchischen Macht das Ziel völliger Unabhängigkeit vom Königtum verfolgt haben sollte, was ich nicht annehmen möchte, so würde das eine völlige Zersprengung des deutschen Reiches bedeutet haben. Aber auch schon das Erstreben einer so starken Mittelstellung zwischen Krone und Territorien war mit dem Gange der deutschen Verfassungsentwicklung nicht in Einklang zu bringen. Denn diese spitzte sich immer mehr auf die entscheidende Frage zu, ob die Zukunft der einheitlichen, neu erstarkenden Zentralmacht oder dem auflockernden Föderalismus gehören würde. Solange Heinrich nicht selbst die Krone trug, von der seine eigne Rechtstellung letztlich ja doch abhing, war er auf die Dauer von oben und unten her ernstlich bedroht.

Zunächst allerdings nur von unten her; denn die Aufgabenverteilung und Interessengemeinschaft mit dem staufischen Vetter schien sich eine Weile zu bewähren. Heinrich unterstützte Friedrichs Italienpolitik. Sein Eingreifen entschied 1155 nach der Kaiserkrönung den Sieg über die Römer. An der Spitze seiner 1200 Ritter war er 1160 bei der Belagerung von Crema der Schrecken der Lombarden. Im Kampfe gegen das Papsttum Alexanders III. stand er mit Friedrich Schulter an Schulter, zog 1162 an die Saone zu dem geplanten Entscheidungskonzil und machte, als es an der Unzuverlässigkeit des französischen Königs scheiterte, die Schwenkung nach England hinüber mit. Deut-

licher konnte in der Tat der einträchtige Dualismus in der damaligen Reichspolitik nicht versinnbildlicht werden, als in den beiden das englische Bündnis besiegelnden Verlobungen, die der Reichskanzler Rainald von Dassel 1165 von Rouen zurückbrachte. Von den Töchtern König Heinrichs II. war die ältere Mathilde Heinrich dem Löwen bestimmt, der seit 1162 von seiner zähringischen Gemahlin Clementia infolge des kirchenpolitischen Zwiespalts geschieden war; die jüngere dem kürzlich geborenen ersten Sohne des Kaisers.

Friedrich seinerseits trat oftmals für die Interessen des Welfen ein, blieb taub für die über ihn einlaufenden Klagen und erzwang die Aufrechterhaltung des Friedens. Es war das um so wertvoller, als der Widerstand gegen das gewaltsame, nicht immer die Rechtsformen wahrende Vorgehen des Welfen wiederholt gefährlichen Umfang gewann und die gleichbetroffenen Großen zum Zusammenschluß trieb. Das waren nicht nur einfache Grafen, sondern auch Markgrafen wie Albrecht der Bär und sein askanisches Haus, der Pfalzgraf von Sachsen, der Landgraf von Thüringen; nicht nur Bischöfe, wie die von Hildesheim und Halberstadt, sondern auch die mächtigen Erzbischöfe von Bremen, Magdeburg und namentlich von Köln. Eben der plötzliche Tod des Kölners Rainald von Dassel beraubte den bedrohlichen Bund von 1166 seiner Spitze und führte durch Vermittlung Barbarossas auf dem Bamberger Reichstage von 1168 zu einem für Heinrich den Löwen günstigen Frieden. Leicht hätte sonst der staufische Zusammenbruch in Italien den welfischen in Deutschland nach sich gezogen. Man sieht, wie vulkanisch der sächsische Boden für Heinrich war, und wie wertvoll, daß der Kaiser wiederholt gegen die Widersacher des Welfen als gegen Friedensbrecher einschritt. Sollte dies Wohlwollen einmal in Feindschaft umschlagen, so konnte die Bedrohung zugleich von unten und von oben für die herzogliche Mittelgewalt vernichtend werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Um so bedeutsamer, daß er noch einen andern Rückhalt gewann, einen Machtbereich, in dem der Herrscherwille nicht auf derartige Schranken stieß. Das war das angrenzende Slawenland. Es ist bekannt, wie die ostelbischen Erfolge Ottos des Großen unter seinem Nachfolger zum größten Teil auf anderthalb Jahrhunderte in Verlust geraten waren. Erst die starke Herzogsgewalt Lothars von Supplinburg hatte wieder vorwärtsgedrängt. Nun aber handelte es sich nicht mehr allein um politisch-militärische Vorkehrungen und Tributabhängigkeiten fremder Stämme, sondern die im Westen des Reiches stark angewachsene Bevölkerung bot Überschüsse bäuerlicher Kräfte dar, mit deren kolonisatorischer Hilfe die Grenzfürsten die mit dem Schwert gewonnenen neuen Herrschaftsgebiete erst dauernd sichern konnten. Heinrich der Löwe ist nur einer von ihnen, aber der machtvollste. Nördlich im Holsteinischen mit Wagrien und Lauenburg hatte ihm Graf Adolf II. von Schauenburg grundlegend vorgearbeitet. Südlich hatte Albrecht der Bär von der Nordmark aus das Havelgebiet um Brandenburg friedlich gewonnen. Das dazwischenliegende Mecklenburger Abodritenland hat Heinrich selbst seiner Herrschaft und dem Reiche angegliedert, den östlichen Teil freilich 1167 dem slawischen Fürsten Pribislaw zurückgegeben.

Die Hilfe der Kirche hat er bei diesem Eroberungswerke wohl in Anspruch genommen, aber die Heidenbekehrung war nicht der Ausgangspunkt seines Handelns. Schon bei dem verfehlten Wendenkreuzzug des Jahres 1147 gab man in seiner Umgebung nüchternen Wirklichkeitserwägungen Raum und sah die Sinnlosigkeit von Verwüstungen in dem eignen Einflußgebiet ein. Zu Heinrichs weiteren Feldzügen ins Slawenland bemerkt der ehrliche Chronist Helmold: „Dabei war aber durchaus nicht vom Christentum, sondern immer nur vom Gelde die Rede." Wie das eroberte Gebiet dem herzoglichen Willen durch ein straffes,

nicht in das Lehnswesen verstricktes Beamtenregiment untergeordnet wurde, so war er von vornherein auch darauf bedacht, daß sich nicht in den neugegründeten Bischofskirchen Oldenburg (später Lübeck), Ratzeburg und Mecklenburg (später Schwerin) halbselbständige oder von außenstehenden Metropoliten abhängige Fremdkörper entwickelten. Darum duldete er nicht, daß ihre Inhaber die Investitur aus der Hand des Erzbischofs von Bremen oder des Kaisers entgegennähmen, sondern wußte gegen alle Widerstände für diesen so ungewöhnlichen Rechtsanspruch schließlich die Zustimmung von Kaiser und Papst zu erlangen. „Naht unserm Herrn und tut ihm den Willen," riet man dem Bischof Vicelin von Oldenburg, „sonst wird Eure Mühe vergebens sein; denn weder der Kaiser, noch der Erzbischof kann Euch gegen den Willen meines Herrn etwas helfen, weil Gott ihm dieses ganze Land gegeben hat." Und dem Abodritenfürsten Niclot war, als Heinrich ihn und seine Genossen zur Annahme des Christenglaubens ermahnte, der sichtbare Herzog unendlich viel wichtiger als der unsichtbare Gott. „Mag der Gott, welcher im Himmel ist", antwortete er ihm, „Dein Gott sein, Du sollst unser Gott sein; wir sind es zufrieden. Verehre Du jenen, wir wollen Dich verehren."

Heinrichs Leistung ist für uns Rückschauende als nationale Tat von hohem Range zu werten. Trotzdem wird man nationale Beweggründe im heutigen Sinne nicht bei ihm voraussetzen dürfen. Die slawische Bevölkerung, die er mit Abgaben und Fronden „zwackte und preßte bis zur Erschöpfung", wäre ihm, geldwirtschaftlich betrachtet, vielleicht sogar willkommener gewesen, als die freien deutschen Kolonisten; zahlte sie doch allein in Wagrien dem Herzoge in einem Jahre tausend Mark. Immerhin besaß sie weitaus nicht die Zuverlässigkeit jener, und nach den verwüstenden Heerfahrten von 1160 und 1164 bis weit nach Pommern hinein, war eine Auffüllung des von den slawi-

schen Flüchtlingen verlassenen Gebietes dringendes Bedürfnis. Denn das Abodritenland mit seiner weiteren Umgebung war, wie Helmold, wenn auch mit einiger Übertreibung schreibt, „durch die unaufhörlichen Kriege, zumal den letzten, völlig in eine Einöde verwandelt; so hatte der Herr den frommen Herzog begünstigt und seine Rechte gestärkt für und für." Da war es von ungeheurem Wert, daß es gelang, Scharen von Flamen und Holländern, Westfalen und Sachsen, wohl auch von andern Stammesangehörigen nach dem Vorbilde, das der Schauenburger für Ostholstein gegeben, und dem auch Albrecht der Bär im Brandenburgischen nacheiferte, zur Niederlassung heranzuziehen.

Über die unmittelbar unterworfenen Gebiete weit hinaus reichte des Herzogs Einfluß. Er konnte die slawischen Seeräuber jederzeit gegen die dänischen Küsten loslassen oder sie gegen Zahlung einer dänischen Abfindungssumme zügeln. Dadurch hielt er das durch Bruderkampf geschwächte Nachbarreich lange Zeit völlig in Schach, und als es unter Waldemar I. seine innere Kraft wiedergewann, wußte er an dessen Eroberungen im Slawengebiet auf Halbpart teilzunehmen und neben Waldemar, dessen Thronfolger Knut Heinrichs Eidam wurde, sogar Huldigung und Tribut der Raner auf dem fernen Rügen zu gewinnen (1171). Auch für die spätere Angliederung Pommerns an das Reich statt an Polen ist Heinrichs vorbereitende Tätigkeit von entscheidender Bedeutung geworden. So ist es kaum übertrieben, wenn Helmold, der sich für den ganzen Umkreis jener Geschehnisse als ausgezeichneten Historiker bewährt, von den Slawen schreibt: „Einzig der Herzog flößt ihnen Furcht ein. Er hat mehr als alle Herzöge vor ihm, ja noch mehr als der vielberufene Otto die Kraft der Slawen gebrochen, ihnen den Kappzaun angelegt und lenkt sie nun, wohin er will. Erklärt er Frieden, so gehorchen sie. Gebeut er Krieg, so sagen sie: Wir sind bereit."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Brustbild Heinrichs des Löwen
nach dem Grabdenkmal im Braunschweiger Dom

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Noch ein überaus wichtiges Gebiet der herzoglichen Politik gilt es zu berühren. Wirtschaftliche Gesichtspunkte der Verkehrsförderung, militärische der Befestigung und machtpolitische, um Gegengewichte gegen die widersätzlichen Territorialherren zu schaffen, trieben Heinrich in gleicher Weise zur Begünstigung städtischen Wesens. Auch hier verfuhr er ebenso großzügig wie gewaltsam. Es war doch ein starkes Stück, daß er an seinen bewährten und treuen Helfer Adolf von Schauenburg, den ersten Gründer von Lübeck (um 1143), die schroffe Forderung richtete, ihm die Hälfte der Einkünfte dieser aufblühenden Kaufmannsstadt abzutreten und dazu noch die Hälfte der Salzquellen von Oldesloe, weil sie seine eigne ältere Stadt Bardowiek und den Salzhandel seines Lüneburg schädigten, und daß er nach der begreiflichen Ablehnung den Marktverkehr Lübecks kurzerhand sperrte und die Salzquellen von Oldesloe verschütten ließ. Als dann (1157) ein Brand die Gebäude Lübecks größtenteils vernichtete, siedelte er die Bewohner weiter oberhalb an der Wakenitz an einem neuen Trutzorte, den er nach seinem Beinamen die „Löwenstadt" nannte, an. Aber der war unglücklich gewählt, die Fahrrinne für tiefere Schiffe unzugänglich. Da ist es dem Herzog schließlich (1158) durch erneuten Druck und Zugeständnisse gelungen, Adolf zur Abtretung der ja doch wüstliegenden Brandstätte zu bewegen und Lübeck an der alten Stelle neu zu errichten, was nun auf Grund der Erfahrungen der schon vorhandenen Kaufmannschaft um so zweckmäßiger und großzügiger vonstatten gehen konnte.

In demselben Jahre hat er in Bayern mit rücksichtsloser Vergewaltigung von Rechten des als Geschichtsschreiber berühmten Bischofs Otto von Freising, der erst nachher unter kaiserlicher Vermittlung durch Zugeständnisse besänftigt wurde, an einer neueröffneten Isarbrücke als ergiebigen Marktort für den dorthin abgelenkten Ver-

kehr der Salzhandelsstraße von Reichenhall nach Augsburg München gegründet, das seine städtische Bedeutung freilich erst als Sitz späterer Bayernherzöge gewann. Im Norden hat er etwas später Schwerin auferbaut, an Stade das Stadtrecht erteilt und seine Residenz Braunschweig durch Anlage der Hagenstadt und Neustadt an Umfang verdoppelt. Der Leitgedanke dieser Städtepolitik, in der Heinrich von seinem ersten Schwiegervater Konrad von Zähringen, dem Gründer von Freiburg im Breisgau, offensichtliche Anregungen erfahren hat, war allenthalben: durch feste Ummauerung sich starke Stützpunkte zu schaffen, das Blutgericht seiner eignen Hoheit vorzubehalten, sonst aber durch zinsfreie Überlassung des Bodens, Überweisung eines großen Teils der Gerichtsgefälle, weitgehenden Anteil der Gemeinde an der Verwaltung, auch in kirchlicher Hinsicht durch Wahl des Pfarrers und durch ausgedehnte Zollfreiheit die Bürger zu begünstigen und in der Entwicklung ihres Handels zu fördern.

Um den Überseeverkehr Lübecks zu steigern, hat er sogar an den Schwedenkönig, nach Gotland und dem fernen Nowgorod Boten geschickt und auch den dortigen Kaufleuten Zollfreiheit für ihren Verkehr in Lübeck zugesichert. In dieser weitsichtigen Handelspolitik konnte Heinrich an seinen kaiserlichen Großvater Lothar anknüpfen. Es kennzeichnet seine die Reichsinteressen hier im Norden vertretende Stellung, daß er es war, nicht etwa Barbarossa, der Lothars Privileg über Verkehrs- und Rechtsverhältnisse der Goten in seinem „Regnum" in erweiterter Fassung bestätigte (1163) und auch den Deutschen auf Gotland denen er den Vogt setzte, für ihre Beziehungen untereinander eine feste Rechtsordnung gab, die als Grundlage für die Entwicklung der deutschen Stadt Wisby und damit die Entstehung der Hanse in der Zukunft sehr wichtig geworden ist.

Man hat die Bedeutung Heinrichs des Löwen für die

Entwicklung des Städteweſens darin überſchätzt, daß man ihn in ſtadtrechtlicher Neuſchöpfung dem deutſchen Mutterlande vorauseilen ließ und etwa die früheſte Bildung des freien Stadtrates, der hier doch erſt Jahrzehnte ſpäter vom Weſten her eindrang, ſeiner Anordnung zuſchrieb. Auch die klare Einſicht in die Entwicklungsbedürfniſſe Lübecks wurde ihm gewiß zum guten Teil von den kaufmänniſchen Unternehmern der Stadt ſelbſt als den kundigſten Beratern übermittelt. Jedoch das Verdienſt dieſer weitſichtigen Städtepolitik wird dadurch kaum gemindert. Er wußte, wie ſehr ein nach Macht ſtrebender Staatsmann ſchon in ſeiner Zeit auf die Entwicklung der Geldwirtſchaft angewieſen war, und daß dieſe ſtädtiſches Leben zur notwendigen Vorausſetzung hatte.

Er ſelbſt ſcheint nach Art der fortſchrittlicheren Herrſcher ſeiner Zeit das Wohnen in einer betriebſamen Stadt als Regierungszentrum je länger, je mehr der Abgeſchloſſenheit einſamer Burgen vorgezogen zu haben, ſonſt hätte er nicht ſeine Hauptpfalz Dankwarderode gerade inmitten des erweiterten Braunſchweig gewählt, wo er ſie an Stelle einer älteren neu errichtete. Die Mauern dieſer Pfalz ſind erſt 1873 wieder aus barockem Umbau zum Vorſchein gekommen und haben eine Wiederherſtellung ermöglicht, welche die überaus ſtattliche Anlage zur Anſchauung bringt. Nicht allein in den Maßen, die nur um ein geringes hinter denen des Kaiſerhauſes von Goslar zurückbleiben, überragt ſie weitaus die Fürſtenburgen jener Zeit, ſondern auch in ihrem ganzen Plane ahmt ſie die Art der älteren Kaiſerpfalzen, etwa der Aachener Karls des Großen, deutlich nach. Ähnlich wie dort konnte man auch hier aus dem Wohngebäude durch eine brückenartige Überführung zu der Andachtſtätte der herzoglichen Familie im nördlichen Querſchiff des St. Blaſiusdomes gelangen, jener noch heute ziemlich rein erhaltenen, durch ihre harmoniſchen Maße und Formenſtrenge eindrucksvollen Burg-

kirche, die Heinrich selbst nach der Rückkehr von seiner Jerusalemfahrt (1173) hat errichten lassen. Auf ihre Ausstattung mit Reliquien und kostbaren Geräten, wie zum Beispiel dem noch heute vorhandenen siebenarmigen, großen Leuchter, hat er zusammen mit seiner frommen englischen Gemahlin Mathilde in seinen späteren Jahren viel Sorge und Kosten verwandt.

Auf dem von Pfalz und Dom begrenzten Burghof aber erhob sich, wieder in Anlehnung an Aachen, jenes neuerdings wohl als ein Gerichtswahrzeichen gedeutete Denkmal, das mehr als alles andre die Erinnerung an den großen Herzog bis in ferne Zeiten lebendig erhalten wird: der eherne Löwe, das welfische Wappentier, nach dem er sich nannte, kühn, herrisch und drohend, voll gestrafftester Energie und ständiger Sprungbereitschaft zum Angriff, eben im Jahre 1166 errichtet, als sich die Meute der kleineren Feinde in weitem Kreise zu seiner Vernichtung zusammenschloß, — das vollkommenste Sinnbild Heinrichs, „der Löwe, mächtig unter den Tieren, und kehrt nicht um vor jemand", wie es in den Sprüchen Salomonis heißt.

So haben ihn uns bereits seine Handlungen gezeigt, denn eigne Äußerungen, die in sein Inneres zu leuchten vermöchten, gibt es von diesem Tatmenschen leider nicht. So schildert ihn auch ein ruhig beobachtender Zeitgenosse, Gislebert von Mons, der ihn als „den hochfahrendsten und schonungslosesten nahezu aller Menschen" bezeichnet.

Eigenwillig und selbstsicher trat er sogar dann auf wenn er Literaten seiner Umgebung bestimmte Weisungen erteilte, und so reich sich auch in der Dankwarderode die höfische Dichtung entfalten mochte, die hier möglicherweise zum erstenmal die süße welsche Mär von Tristan und Isolde durch Eilhard von Oberg, einen Braunschweiger Dienstmann, deutschen Ohren nahe brachte, während in der bayrischen Residenz Regensburg vielleicht erst damals, nicht schon unter Heinrich dem Stolzen, die Bearbeitung

des französischen Rolandsliedes durch den „Pfaffen Konrad" entstand, — so scheint Heinrich seiner ganzen Natur nach doch auch da handfeste Kenntnisse und greifbare Tatsachen den Spielen der Phantasie vorgezogen zu haben. Als er sich nämlich eine Art Enzyklopädie des Glaubens und Wissens in deutscher Sprache bestellte, verbat er sich dafür ausdrücklich die damals auch für lehrhaften Inhalt übliche Versform, da durch sie die reine Wahrheit der lateinischen Quellen nur zu leicht getrübt werde. So entstand unter dem Titel „Lucidarius", das ist „Leuchter", ein wertvolles Frühwerk deutscher Prosa. Und als es in seinen letzten Lebensjahren galt, die Gedanken von dem eigenen Geschick abzulenken, da waren es, wie uns der Propst von Steterburg berichtet, alte Chroniken, denen er seinen von der Gegenwart enttäuschten Sinn zuwandte: „Sie ließ er sammeln, niederschreiben und sich vorlesen, und mit solcher Beschäftigung verbrachte er oft schlaflos die ganze Nacht."

Das war später! Einstweilen fühlte er sich als den ungekrönten König von halb Deutschland. Auch im Auslande wurde er als solcher geehrt, selbst von dem griechischen Kaiser Manuel, als er 1172 mit einer förmlichen Heerschar von über tausend Begleitern auf der Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande, die zugleich dem Glaubenseifer und dem Wissensdurste Genüge tat, als Gast in Konstantinopel weilte, ähnlich auch von dem Sultan von Ikonium und dem König von Jerusalem. Die bei der Hochzeit (1168) erst zwölfjährige Gattin Mathilde wird ihren dreifach älteren Gemahl politisch schwerlich beeinflußt haben, aber die Söhne, die sie ihm gebar, stärkten seinen dynastischen Sinn. Und daß er nun Schwiegersohn Heinrichs II., des neben Barbarossa mächtigsten abendländischen Herrschers über England und halb Frankreich geworden war, steigerte seinen Stolz. Man braucht nicht gerade anzunehmen, daß er über seinen Machtkreis hinaus im eigentlichen Sinne eine selbständige internationale Politik ge-

trieben habe. Indessen die politischen Bahnen des Plantagenet stimmten damals keineswegs mehr mit denen des Staufers überein; sie kreuzten sich 1176 geradezu feindlich am sizilischen Hofe und stießen auch im übrigen Italien zusammen. Ganz ohne Einfluß blieb das auf den Welfen gewiß nicht; zur Unterstützung der Italienpolitik seines Vetters konnte es ihn nicht eben freudiger stimmen.

Seit dem Anfang der sechziger Jahre hatte er sich von ihr fern gehalten, zunächst gewiß nur aus dem Bewußtsein heraus, daß er in Sachsen und Wendenland zur Erreichung seiner Machtziele persönlich unentbehrlich war, daß er auch Kriegsmannen und Geldmittel zur Niederzwingung seiner Gegner zusammenhalten mußte. Darauf schien zwar nach der Arbeit eines Jahrzehnts seine Lage gesicherter zu sein, konnte er es doch wagen, zur Orientfahrt das Land ein volles Jahr zu verlassen, ohne daß eine Störung des Friedens eingetreten wäre! Aber nun hatte er sich immer unbeirrter eingelebt in seine selbständige Herrscherstellung, in die ihm von oben her niemand dreinredete. Auch dem Romzuge von 1174 versagte er sich daher unter Duldung Friedrichs; mochte der staufische Vetter sehen, wie er mit Schisma, Lombardenbund und Sizilien fertig wurde, wenn nur er selbst nicht den ihm ganz anders am Herzen liegenden Regierungsaufgaben seiner Herzogtümer entzogen wurde. Gegen Mitte der siebziger Jahre erlitt überdies sein Anteil an den Dingen südlich der Alpen dadurch eine weitere Minderung, daß sein Oheim, der alte Herzog Welf VI., durch die römische Seuche von 1167 seines einzigen Sohnes beraubt, seine weitverzweigten italischen Besitzrechte für eine Geldentschädigung an den Kaiser abtrat und so das welfische Haus darum brachte. Dasselbe Spiel sollte sich später (1179?) mit den schwäbischen Stammgütern wiederholen, und zwar nachdem das Geschäft mit Heinrich dem Löwen selbst, der die Forderung zu hoch fand, nicht zustande gekommen war. Vielleicht waren die Vorverhand-

lungen darüber bereits im Gange, als 1176 die Krise in den Beziehungen der beiden deutschen Machthaber eintrat.

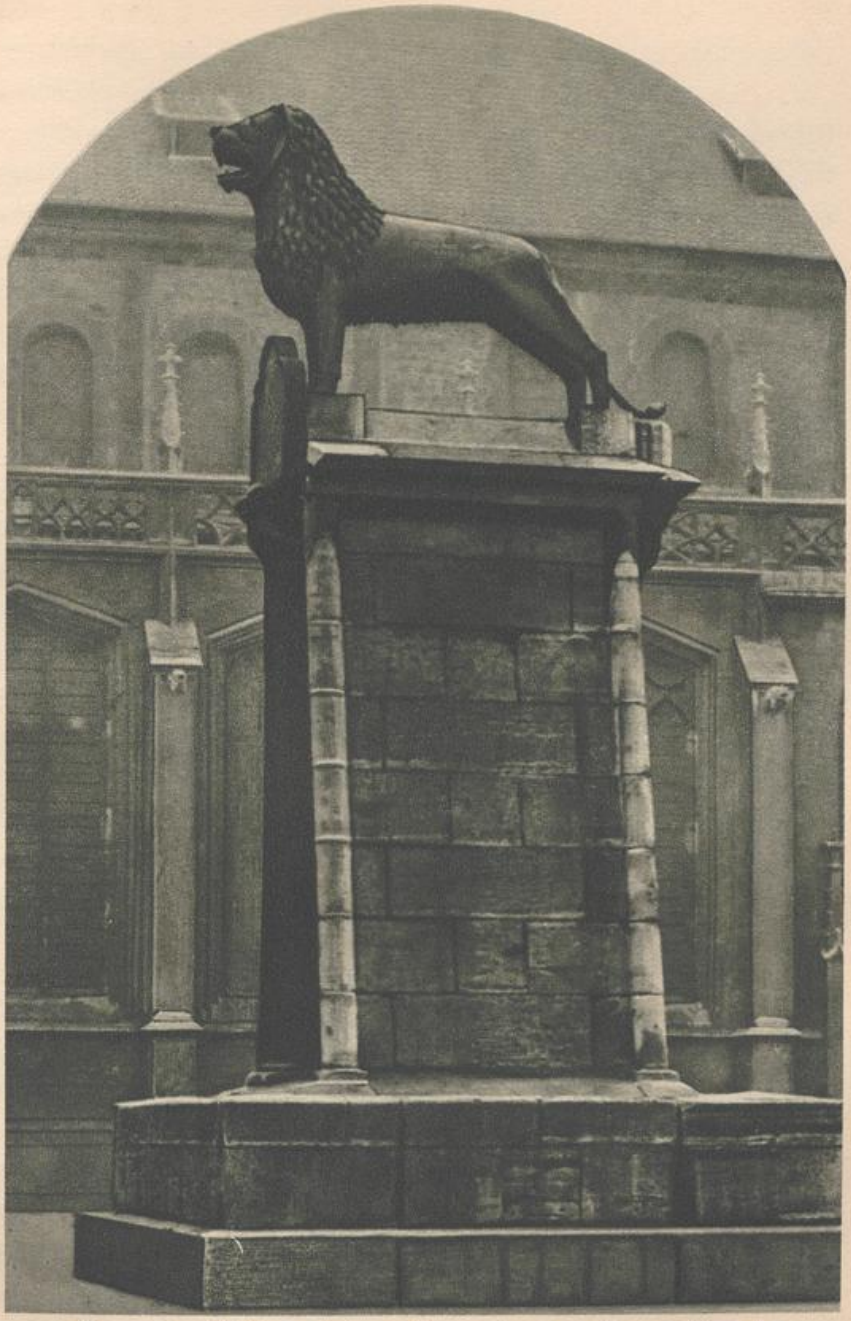
Der Kaiser war 1175 durch die Entlassung seines Heeres und den unerwarteten Vertragsbruch der Lombarden in eine bedenkliche Lage geraten; nur ein rascher Kriegserfolg konnte noch alles zu seinen Gunsten wenden. Dazu bedurfte er dringend der Heranziehung deutscher Hilfskräfte. In dieser Not rechnete er vor allem auf die Teilnahme des welfischen Vetters. Ein Zwang zur Erfüllung einer nicht beschworenen Heeresleistung bestand jedoch nach der damaligen Verfassung nicht mehr und wäre auch einem so mächtigen Vasallen gegenüber gänzlich untunlich gewesen. Es galt also die Zustimmung Heinrichs zu gewinnen. Friedrich hat sie mit aller Dringlichkeit zu erlangen gesucht, ohne jedoch dies Ziel zu erreichen.

Für den weiteren Gang der Ereignisse würde es keinen wesentlichen Unterschied bedeuten, ob diese gescheiterte Verhandlung durch Botensendung erfolgt sei oder sich in der bekannten persönlichen Zusammenkunft zu Chiavenna abgespielt habe, die freilich das persönliche Zerwürfnis dramatischer zuspitzen und die Wunde noch tiefer und schmerzlicher machen mußte. Obschon uns ein gleichzeitiger Bericht über diese Begegnung fehlt, und spätere Chronisten unter dem Einfluß einer publizistischen oder volksliedartigen Vorlage den Hergang durch anekdotische Ausschmückungen und unter sich mehrfach widerspruchsvolle Angaben zu steigern suchen, haben wir noch immer nicht das Recht, diesen bedeutsamen Auftritt, gegen dessen Wahrscheinlichkeit an sich gar nichts einzuwenden ist, aus der deutschen Geschichte zu streichen. Wie mancher Tatsachenbericht quellenarmer Zeiten müßte einer gleichen Zweifelsucht sonst geopfert werden! Ob freilich Barbarossa sein leidenschaftliches Begehren gar bis zum Kniefall vor dem Vasallen gesteigert hat, bleibt zweifelhaft. Das Verhalten des Herzogs, wie es uns geschildert wird, fügt sich restlos

seinem sonstigen Charakterbilde ein. Nur gegen Abtretung der Reichsstadt Goslar, über deren Vogtei er früher schon einmal verfügt hatte, um sie (anscheinend 1168) einzubüßen, erklärte er sich zur Hilfe bereit. Sie hätte mit ihrer günstigen Lage und ihrem Silbersegen seine sächsische Stellung in der Tat militärisch und wirtschaftlich höchst bedeutsam gestärkt. Wir dürfen es Friedrich nicht verargen, wenn er es mit seiner Würde nicht für vereinbar hielt, die Unterstützung des Lehnsmannes, auf die er zum mindesten moralischen Anspruch zu haben meinte, durch Hingabe wertvollsten Reichsbesitzes zu erkaufen. Als der Herzog starr und unerbittlich blieb, brach er die Verhandlungen zornig ab.

Das bisherige Gleichgewichtssystem hatte einen argen Stoß erhalten. Wie hätte der Kaiser nicht die Niederlage von Legnano, die er nun an der Spitze der unzureichenden deutschen Hilfstruppen erlitt, und den ganzen Ab- und Umbau seiner Italienpolitik, der daraus folgte, zum guten Teil auf die Schuldrechnung des Vetters setzen sollen? Eine Einschränkung der herzoglichen Machtstellung wurde zur zwingenden Notwendigkeit, wenn sie dem Ansehen des Reiches so schweren Schaden brachte. Der Stimmungswandel, der sich im Laufe der Jahre allmählich vorbereitet hatte, wurde nun vollkommen. Indes der Kaiser wußte ihn noch in seiner Brust zu verschließen, bis er sich durch seine kluge Politik in Italien die Hände freigemacht hatte.

Heinrich spürte zuerst das Nachlassen der früheren Rücksichtnahme, als im Frieden mit dem Papst gerade die beiden von ihm begünstigten Schismatiker: der Erzbischof von Bremen und der Bischof von Halberstadt preisgegeben wurden und die Rückerstattung des von ihnen verschleuderten Kirchenbesitzes, der großenteils eben dem Herzog verliehen war, verfügt wurde. Daraus erwuchsen in Sachsen neue Streitigkeiten, in denen Heinrich sofort wieder zum Angriff schritt. Wenn der 1178 rückkehrende Kaiser noch einmal Frieden gebot, so bedeutete das nicht



Löwenstandbild auf dem Burgplatz zu Braunschweig

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eine erneute Parteinahme für den Vetter, sondern nur den Entschluß, an die Stelle rechtlosen Kampfes ein geordnetes Gerichtsverfahren treten zu lassen.

Bei einer persönlichen Begegnung in Speyer konnte Heinrich den eingetretenen Wetterumschlag nur zu deutlich spüren. Waren 1168 seine Gegner als Friedensbrecher dreimal geladen und ihnen die Schuld am Abfall der Lombardei beigemessen, so nahm der Kaiser jetzt die Klage seiner Widersacher, mit denen er längst in Fühlung stand, entgegen und lud den Herzog vor Gericht, indem er also zunächst nur dem Rechtsvorgehen jener Fürsten freien Lauf ließ und sich selbst noch im Hintergrund hielt. Gleichwohl muß Heinrich den Eindruck gewonnen haben, daß er keinesfalls ohne schwere Schädigung aus diesem Prozeß hervorgehen würde. Er mochte glauben, daß sein ganzes mühsam aufgebautes Machtsystem, das doch auch wie das staufische in Italien weitgehend auf furchterregendem Ansehen beruhte, durch solche Einbuße erschüttert werden könnte, daß eines das andre nach sich ziehen werde. So hielt er es in offenbarer Überschätzung seiner Kraft für geratener, dem ganzen Verfahren Trotz zu bieten und, falls man wirklich Ernst machen würde, es selbst auf eine Machtprobe ankommen zu lassen.

Er blieb deshalb den drei Terminen des landrechtlichen Verfahrens, das auf die Klage der Fürsten wegen Friedensbruches gegen ihn eröffnet war, fern und verfiel ob solcher Versäumnis dem Achtspruche. Selbst dann noch schlug er bei einem Zusammentreffen mit Friedrich in Haldensleben die gebotene Möglichkeit in den Wind, sich durch Zahlung von fünftausend Mark aus der kaiserlichen Ungnade zu befreien, weil ihm „die Entrichtung einer so hohen Geldsumme zu hart erschien", weitere Verluste an die fürstlichen Prozeßgegner ja auch wohl gefolgt wären, und entzog sich auch einem Zweikampfangebot des zu den Klägern gehörenden Markgrafen Dietrich von der Lausitz.

Als er dann seine friedenstörenden Übergriffe noch als Ächter fortsetzte, wurde er deswegen und namentlich wegen Verletzung seiner Vasallenpflicht gegen des Kaisers Majestät in dem anschließenden lehnsrechtlichen Verfahren wiederum dreimal geladen und nach abermaliger Versäumnis der Termine im Januar 1180 zu Würzburg wegen solchen Trotzes zum Verluste seiner Reichslehen verurteilt. Die volle Ehr- und Rechtlosigkeit der Oberacht trat erst nach einjährigem Verharren des Halsstarrigen in der Acht im Juni 1180 zu Regensburg in Kraft.

Die bald nach dem Lehnsverfahren vorgenommene Neuverfügung über die Reichslehen führte mit der Abspaltung der besonderen Herzogtümer Westfalen und Steiermark den großen Prozeß der Stammeszerschlagung zum Abschluß und stärkte das Territorialfürstentum, das ja vor allem auf den Sturz des Welfen hingearbeitet hatte. Die in Sachsen noch fortbestehende Herzogsgewalt wurde, aller neuerlichen Aneignungen entkleidet und dadurch nahezu auf den alten billungischen Verwaltungsbezirk samt den wendischen Marken beschränkt, dem Askanier Bernhard von Anhalt, dem jüngsten Sohne Albrechts des Bären, übertragen, der aber künftig über die nun unmittelbar unter das Reich tretenden Bistümer, Grafschaften und Städte seine Hoheit nicht mehr erstreckte. Bayern kam an das Haus Wittelsbach.

Noch war jedoch der Löwe, über dessen Fell man bereits verfügt hatte, keineswegs erlegt. Die große Machtprobe stand erst bevor. Und anfangs wurde sogar Heinrichs Zuversicht durch eine Reihe von Erfolgen noch gestärkt. Er berannte Goslar freilich vergeblich, bemächtigte sich aber in Thüringen des seine Verbindung mit Bayern hemmenden Reichsbesitzes, machte nach siegreichem Gefecht den dortigen Landgrafen zum Gefangenen, hetzte die Wenden gegen die ihm feindliche Lausitz und bezwang auch in Westfalen widerspenstige Vasallen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Als aber im Juli 1180 der Kaiser an der Spitze eines größeren Reichsheeres in Sachsen einmarschierte, offenbarte es sich, wie sehr Heinrich sich doch in der Festigkeit seiner Machtstellung getäuscht hatte, die mehr auf Furcht als auf Treue beruhte. Die Selbstsucht der kleineren Herren wirkte zusammen mit dem Glanze des kaiserlichen Namens und der überlegenen Taktik Friedrichs. Ein reißend um sich greifender Abfall, der nicht auf zufälligen persönlichen Umständen beruhte, sondern tiefer begründet war, trug das Vollstreckungsheer fast ohne Schwertstreich vorwärts. Während Heinrich, der in rasch erwachtem Mißtrauen die Zahl der Abtrünnigen durch hartes Durchgreifen eher noch vermehrte, sich nordwärts in das feste Stade zurückzog, marschierte der Kaiser nach Einschließung Braunschweigs geradeswegs auf Lübeck, das sich nach tapferer Verteidigung von dem Herzog selbst den Rat zur Übergabe einholte. Denn der in der großen Politik weit überlegene Staufer hatte kurzerhand mit dem Dänenkönig, der sich trotz der verwandtschaftlichen Beziehung durch Heinrichs Bedrängnis nur erleichtert fühlte, ein Bündnis geschlossen und die Travezufuhr durch dänische Schiffe versperren lassen. Auch an englische Hilfe war nicht zu denken.

So sah sich Heinrich schließlich doch zum Einlenken gezwungen; freilich erst, als es zu spät war. Schwer genug mag ihm die Fahrt unter kaiserlichem Geleit nach Lüneburg geworden sein. „Ich war sonst", so soll er geäußert haben, „nicht gewohnt, hierzulande von irgend jemand Geleit zu empfangen, sondern vielmehr es andern zu gewähren." Seine Bemühungen, den Vetter noch jetzt zur Milde zu stimmen, waren aussichtslos. Friedrich sah sich, auch wenn er gegen den Ächter hätte Gnade üben wollen, durch den Spruch des Lehensgerichts und die bereits verfügten Neuverleihungen an die Fürsten gebunden. Selbst

der Fußfall des Stolzen vor dem Kaiser in Erfurt konnte eine Milderung nur noch insofern erzielen, als dem Herzog seine braunschweigisch-lüneburgischen Eigengüter belassen wurden. Doch mußte er sich zu dreijähriger Verbannung im Ausland verpflichten, aus der er nur mit kaiserlicher Erlaubnis zurückkehren durfte. So brach er im Juli 1182 mit seiner Familie an den Hof seines königlichen Schwiegervaters nach der Normandie auf. Schon jene Begrenzung der Frist war ein Zugeständnis der Gnade, das Friedrich auf Verwendung des Papstes und der westeuropäischen Könige seiner politischen Voraussicht ungern genug abgerungen hat; denn mit der erbitterten Gegnerschaft des verwundeten Löwen war ja gewiß auch weiterhin zu rechnen.

In der Tat verlief der Rest seines Lebens im Wechsel zwischen erzwungener Zurückhaltung, diplomatischen Vermittlungsbemühungen und gewaltsamen Wiederherstellungsversuchen. Obwohl noch Schicksalsfügungen eintraten, in denen die Entscheidung aufs neue in Frage gestellt zu werden schien, blieb seine weltgeschichtliche Rolle doch ausgespielt. An dem üppigen Hofe Heinrichs II., bald in der Normandie, bald in England, fehlte es zwar nicht an reichem Unterhalt und mancherlei Zerstreuungen, wohl aber an befriedigenden Aufgaben für den Tatendrang des Herzogs, der einmal in einer Pilgerfahrt nach San Jago di Compostella Beruhigung und Ablenkung suchte. Erst nach Ablauf der vorgesehenen Frist konnte er auf erneute Fürsprache des Papstes mit kaiserlicher Erlaubnis im Herbst 1185 nach Braunschweig zurückkehren. Friedrich, damals auf der vollen Höhe seiner Macht, mißtraute ihm zwar gründlich und tat daher auch kaum etwas, um ihm zur restlosen Wiedererlangung seiner Eigengüter zu verhelfen, brauchte ihn aber zunächst nicht zu fürchten. Erst als er sich anschickte, an der Spitze des Kreuzheeres Europa auf längere Zeit zu verlassen, hielt er die fernere An-

wesenheit des Welfen, der bereits wieder mit Bernhard von Sachsen um die Herzogswürde im Streit lag, mit der Sicherheit des Reiches für unvereinbar. Daher verpflichtete er ihn, als er weder an der Kreuzfahrt teilnehmen, noch auf seine alten Ansprüche Verzicht leisten wollte, durch Eidschwur, samt seinem ältesten Sohne nochmals auf drei Jahre in die Verbannung zu gehen.

Diesmal jedoch kehrte Heinrich schon nach halbjähriger Frist unvermutet und unter Bruch seines Eides aus England zurück (Herbst 1189). Der Tod seiner als Regentin daheimgelassenen Gemahlin und Entfremdungen seiner Eigengüter dienten als Vorwand. Das Ziel aber war, die Abwesenheit des Kaisers und so mancher sächsischen Gegner zur Rückeroberung seiner früheren Stellung auszunützen. Noch einmal schien die Linie seiner Lebensschicksale steil aufwärts zu gehen. Alte Anhänger und neue, die ihn fürchteten, fielen ihm zu. In raschem Ansturm überrannte er das nordalbingische Gebiet, dessen Graf Adolf III. mit ins heilige Land gezogen war. Noch war Heinrich an Kühnheit und Gewalttätigkeit der gleiche wie in früheren Jahren. Bardowiek, das einst auf dem Gange in die Verbannung seinen Stolz durch Verhöhnung beleidigt hatte, büßte dafür jetzt mit völliger Vernichtung, so daß nur noch die Reste des gewaltigen Domes die „Vestigia Leonis", die Spuren des Löwen, der Nachwelt kündeten. Die Tore des noch immer dankbaren Lübeck öffneten sich ihm; Lauenburg, der Hauptsitz seines herzoglichen Nebenbuhlers Bernhard, und an die dreißig andre Burgen fielen innerhalb der ersten sechs Wochen in seine Hand.

Aber diese Erfolge verdankte er doch nur der plötzlichen Überrumpelung während des geheiligten Kreuzzugfriedens. Bald genug setzten Gegenwirkungen ein. Trotz des nahen Winters versammelte der empörte junge König Heinrich VI. sofort nördlich des Harzes ein starkes Reichsheer, rückte verwüstend gegen Braunschweig vor, und

wenn er auch den Feldzug wegen der Jahreszeit bald abbrechen mußte, so bewirkte doch diese rasche Entschlossenheit, daß die kaiserlichen Anhänger Mut faßten und ganz Holstein dem Herzog unter schweren Einbußen wieder verloren ging. Von Norden und Süden zugleich bedroht, von seinem dänischen Schwiegersohn Knut VI. und seinem englischen Schwager Richard Löwenherz, der seit 1189 König war, im Stich gelassen, mußte Heinrich für das kommende Frühjahr seiner Vernichtung entgegensehen.

Da rettete ihn vor diesem Äußersten ein unerwartetes europäisches Ereignis von entscheidendster Bedeutung: der Tod König Wilhelms II. von Sizilien. Hinter der Aussicht, dies Erbe seiner Gemahlin Konstanze dem Reiche anzugliedern, und der Notwendigkeit, gegen den dort auf den Thron gehobenen Usurpator Tankred mit höchster Beschleunigung vorzugehen, mußte für Heinrich VI. alles andre zurücktreten. So konnte er sich mit der Vernichtung des Welfen nicht aufhalten und bot ihm unter kluger Berechnung der Bedingungen einen Ausgleich an. Von den Hoffnungen des Herzogs verwirklichte dieser Friede von Fulda (1190) freilich nichts. Nur die Hälfte der Stadt Lübeck, in die er sich mit seinem schauenburgischen Gegner Adolf von Holstein zu teilen hatte, wurde ihm zu seinen Hausgütern hinzugefügt. Seine Verteidigungsstellung aber sollte durch Niederlegung der Mauern Braunschweigs und Zerstörung der Lauenburg geschwächt, seine Angriffslust dadurch gelähmt werden, daß sein ältester gleichnamiger Sohn den König auf seinem Zuge nach Rom und Apulien mit fünfzig Rittern zu begleiten hatte, während der zweite als weitere Geisel für das Wohlverhalten des Vaters in Augsburg bewacht wurde.

Das war gewiß keine innerliche Aussöhnung. Der Vergeltungsgedanke wurde in der Brust des Löwen nur für kurze Zeit zurückgehalten, nicht erstickt. Sobald er den jungen Staufer im Süden durch die Maßnahmen, die der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tod Barbarossas erforderte, durch Romzug, Kaiserkrönung und Einmarsch in Unteritalien völlig beschäftigt wußte, erfüllte er seinerseits nicht einmal die beschworenen Ausgleichsbedingungen und suchte dem von der Kreuzfahrt eiligst heimkehrenden Schauenburger den Zugang nach Holstein zu sperren, so daß neue Kämpfe ausbrachen, die sich für den Welfen keineswegs gut anließen.

Zum letzten Male hob ihn dann die Welle des Glückes empor, als den Kaiser auf dem sizilischen Feldzuge ein Mißgeschick nach dem andern traf und das Scheitern des Unternehmens auch auf Deutschland zurückwirkte. Überdies hatten ihn der Tod seines zweiten Sohnes und die Flucht des ältesten aus dem kaiserlichen Lager vor Neapel von hemmender Rücksicht befreit. Vom Papst durch einen Schutzbrief gefördert, wurde er nun ein wichtiges Glied, vielleicht die Seele des großen stauferfeindlichen Fürstenbundes, der immer gefährlichere Ausdehnung gewann und geradezu auf den Sturz des Kaisers hinarbeitete.

Es ist bekannt, wie dieser durch schonungslose Ausnützung eines unerhörten Glücksfalles den Bund trotzdem zu zersprengen wußte. Nicht zum wenigsten durch die englischen Beziehungen des Welfen rechneten die Verschworenen mit dem Rückhalt an dem Könige Richard Löwenherz, und eben dieser geriet 1192 durch Zufall in die Gefangenschaft Heinrichs VI., der dadurch nun auch auf das Welfenhaus einen unausweichlichen Druck auszuüben vermochte. So sind auch dessen Geschicke in die glänzend geführten Verhandlungen über die Befreiung Richards mit verflochten, und es blieb nichts übrig als Unterwerfung und nochmalige Geiselstellung jetzt der beiden jüngsten Söhne des Herzogs zur Bürgschaft für die Zahlung der englischen Lösesumme.

Erst die wider die Absichten des Kaisers überraschend vollzogene Vermählung von Heinrichs gleichnamigem

Ältesten mit der kaiserlichen Base Agnes, der Tochter des staufischen Pfalzgrafen Konrad, sollte im folgenden Jahre die Feindschaft der beiden Häuser überbrücken und durch die Verleihung der rheinischen Pfalz den Welfen statt der verlorenen Lande anderweitigen Gebietszuwachs verschaffen. Nun ließ sich auch der alte Herzog vom Pfalzgrafen mit Mühe überreden, die Gnade des Kaisers anzurufen. Als er auf dem für die Begegnung bestimmten Tage in Saalfeld vergeblich erwartet wurde, glaubte Heinrich VI. zunächst wieder an treulose Quertreibereien. Indessen diesmal mit Unrecht; denn der Herzog war durch einen Sturz vom Pferde an der Weiterreise gehindert worden. Etwas später fand dann in Tilleda am Kyffhäuser die Zusammenkunft und Aussöhnung statt.

Zwischen den Häuptern der beiden Geschlechter konnten freilich Abneigung und Mißtrauen nicht wirklich getilgt werden. Der Kaiser wollte nach allen üblen Erfahrungen an die Ruhewahrung durch den Herzog trotz seiner vom Alter geschwächten Kraft nur glauben, wenn er geeignete Pfänder in der Hand behielt. Er verpflichtete daher den jüngeren Heinrich zur Teilnahme am zweiten Feldzuge gegen Sizilien und ließ dessen Brüder auch auf Verwendung des englischen Königs nicht frei; „denn ihr Vater — ist uns verdächtig, wir fürchten sein Übelwollen". Und als Herzog Bernhard von Sachsen in der Tat bald über neue Belästigungen durch den Braunschweiger berichtete, antwortete der Kaiser, er glaube gern, daß jener „zu seinen alten, stets geübten Gewohnheiten" zurückkehre; „wenn er Dich also belästigt, so widersetze Dich seinem Angriffe, wie es Dir dienlich erscheint." Diese Antwort war aus Palermo datiert. Auf der Höhe seiner Erfolge brauchte er den alten Widersacher nicht zu fürchten. Von dem einsamen Manne in Braunschweig war damals wirklich nichts mehr zu besorgen. Ein Schlaganfall brachte ihm kurz vor Ostern 1195 schwere Leiden, von

denen er am 6. August im 66. Lebensjahre durch den Tod befreit wurde.

Mit Worten des Predigers Salomo klagt sein Chronist Arnold von Lübeck, mit all seiner Arbeit, die er unter der Sonne geleistet, habe er nichts erreicht, als ein recht denkwürdiges Begräbnis im Dom an der Seite seiner Gemahlin Mathilde. Die Verlockung, diese Worte auf das wunderbar schöne Doppelgrabmal zu beziehen, das, noch heute wohlerhalten, einen Höhepunkt der deutschen Bildhauerkunst aller Zeiten darstellt, ist auf den ersten Blick hin groß. Da jedoch zwingende stilkritische Gründe es erst mehrere Jahrzehnte später als möglich erscheinen lassen, so wird es bei der Beziehung der Stelle auf die Bestattungsfeier sein Bewenden haben müssen. Daher kann man auch nur von einem Versuche des Künstlers sprechen, unter Anlehnung an die niedersächsische Art ein allerdings höchst persönlich wirkendes Idealbild seines Helden aus dessen früheren Mannesjahren zu schaffen. Sein wirkliches Aussehen haben wir uns nach der Schilderung des italienischen Chronisten Acerbus Morena doch erheblich anders vorzustellen. „Große Augen in einem machtvollen Antlitz" zeigt zwar auch die Statue, aber „schwarz" können sie bei dem niedersächsischen Modell, das dem Künstler vorschwebte, wohl ebensowenig gewesen sein, wie die Farbe des Haupthaares „schwärzlich". Gleichzeitige Miniaturen zeigen Heinrich überdies bärtig.

Eine Gestalt aus einem Gusse ist er, wenn wir sein Charakterbild betrachten, fraglos gewesen, geschlossen, folgerichtig, von der Kindheit bis zum Alter immer der gleiche: zugreifend und tatenlustig, großzügig und herrschkundig, machtdurstig und habgierig, hart und gewalttätig, stolz und hochfahrend, trotzig und eigenwillig, — eine Herrschernatur mit der Losung: alles oder nichts. Das Schicksal, das ihn traf, hatte nichts Zufälliges, sondern entsprang seinem tiefsten Wesen. Hätte es ihn auf den Thron empor-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gehoben, was ja keineswegs außer aller Möglichkeit lag, so hätte er für Königtum und Reichseinheit vielleicht ein Segen werden können. Ich sage: vielleicht, denn die Politik, die er wirklich gemacht hat, beruhte gewiß nicht auf der grundsätzlichen Überzeugung, daß es so auch für das Reichsganze gesund und die imperialistischen Bestrebungen der Staufer, ihr Hinausgreifen über die Alpen, ihr Ringen mit dem Papsttum verwerflich seien. Mittelalterliche Menschen sind von den Anforderungen ihres jeweiligen Amtsbereiches noch abhängiger gewesen, als die heutigen, wenn sie etwa vom Abgeordneten zum Minister emporsteigen. Man hat das bei der Beurteilung eines Gerbert von Reims, eines Thomas Becket, eines Enea Sylvio und Nikolaus von Cues meist nicht genügend gewürdigt. Wenn man daher über nichtgeschehene Dinge etwas mit Wahrscheinlichkeit aussprechen kann, so möchte es das sein, daß Heinrich der Löwe als deutscher König den gesamten Umkreis der überkommenen Ansprüche auf das rücksichtsloseste geltend gemacht und so gut wie Otto der Große, Lothar und Otto IV. erst recht über die Alpen hinübergegriffen haben würde.

Da er Herzog war, trieb er beschränktere Politik, konnte aber, da er durch die Vereinigung von Sachsen und Bayern an Macht alle andern Fürsten weitaus überragte, den Ausbau einer monarchenartigen Stellung mit vielfach neuen Mitteln betreiben, ein Versuch, an dem er am Ende doch scheitern sollte, wohl scheitern mußte, weil dies Ziel sich dem allgemeinen Gange der deutschen Verfassungsentwicklung nicht einfügen ließ. Immerhin spielte seine Wesensart, die bei gleichem Machtstreben der geschmeidigen Umstellungsgabe und klugen Verbindlichkeit eines Barbarossa entbehrte und sich an genialer Hellsicht und Treffsicherheit mit dessen Sohne nicht messen konnte, bei solchem Mißlingen keine unwesentliche Rolle.

In der einem mächtigen Sachsenherzog natürlichen

Wahrnehmung der nordöstlichen Grenzlandinteressen des Reiches liegt neben der Förderung städtischen Wesens das Bedeutende, das Heinrich hinterlassen hat. Aber gerade da hätte man eine enge Verbindung der von ihm vertretenen Bestrebungen mit der Krone gewünscht. Der Sturz des großen Herzogs mußte hier, obwohl es an Gegenbemühungen Barbarossas keineswegs ganz gefehlt hat, die Vormachtstellung des Deutschtums schwer erschüttern. Das erstarkte Königtum Dänemarks zog vorderhand den Hauptnutzen daraus und unterwarf die slawischen Stämme der Ostseeküste, die durch Heinrich dem Reiche untertan geworden waren, seinem beherrschenden Einfluß. Aber was jener in Ostholstein ausgebaut, in Mecklenburg gewonnen, in Pommern vorbereitet hatte, das hat schließlich doch trotz aller Ungunst der nächsten Zeiten deutsche Kolonistenkraft festzuhalten vermocht, und Lübeck, von Barbarossa zur Reichsstadt erhoben, konnte nach wenigen Generationen an die Spitze des werdenden Städtebundes der Hanse treten, der beim Verfall des Kaisertums hier im Norden die Erbschaft Heinrichs des Löwen übernahm. So sind seine Leistungen für Deutschland in ihren Folgewirkungen bis in Gegenwart und Zukunft doch von dauernderem Werte geblieben als die glänzenderen und umfassenderen Bestrebungen der staufischen Kaiserpolitik. In seinem Werke hat der gefällte Löwe über seine Bezwinger am Ende doch obgesiegt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN